

Predigt am 2. April 2017 in der Salvatorkirche  
im Vorlauf zur Mercator-Matinée:

apl.Prof.Dr.Niko Paech: Die Illusion vom ewigen Wachstum

- Bedingungen und Möglichkeiten einer Postwachstumsökonomie

Predigttext: Lukas 12,16-21

Lesung: 1.Mose 1,26-2,1

Manchmal, liebe Gemeinde, manchmal ist bei mir aufräumen angesagt. Wohl oder übel. Wahrscheinlich wird es bei ihnen nicht viel anders sein. Aber es nutzt ja nichts. Und wenn es dann tatsächlich „übel“ wird, dann geht es zumeist um mein Arbeitszimmer. Es stapelt sich auf, und räumt sich eben nicht selber weg. Papiere, Briefe, Uneinsortiertes, alte Predigten, Kopiertes und noch nicht abgearbeitetes, neue Bücher... Die Regale sind voll, freie Wandflächen, um noch mehr Regale aufzustellen, die gibt es nicht mehr. Ich bin schon froh darüber, dass mir die Gemeinde ein doch relativ großes Arbeitszimmer zur Verfügung stellt, aber alles ist eben endlich, auch dieses Zimmer. Also aufräumen und auch wegräumen, für Neues Platz schaffen. Und das bedeutet dann auch wegzuwerfen. Was mir schwerfällt, besonders eben bei Büchern. Es ist zwar immer wieder im Rahmen der zunehmenden Digitalisierung die Rede vom „papierlosem Büro“, denn eigentlich gibt es nahezu alle Bücher heutzutage auch in digitaler Version, aber dafür bin ich wohl zu konservativ, zu althergebracht. Nun denn, irgendwann überwindet man sich dann eben doch, die Buchstapel auf dem Boden werden zu groß, beherrzte Griffe ins Regal und die Tonne mit dem blauen Deckel füllt sich. Denn was nicht an die Bürgerstiftung mit ihren „Öffentlichen Bücher-schränken“ geht, das landet beim Altpapier.

Neuer Platz - neue Bücher - aktuelle Bücher. Ein wenig freier Raum, aber was weg ist, ist nun auch weg.

Nunmehr meine Lektüre, jetzt up-to-date über die Möglichkeiten des Internets zum Thema der **Postwachstumsökonomie**, so wie sie der Referent der gleichfolgenden Mercator-Matinée vertritt. Und dabei immer wieder der Hinweis auf die Grenzen des Wachstums, so wie sie offensichtlich bei dieser Betrachtungsweise aufscheinen. Grenzen des Wachstums - da war doch mal was! Der Gang zum Bücherregal und dort wo es nun sein sollte...dort ist es nicht mehr: Der berühmte Bericht des „Club of Rome“ vom Beginn der 70er Jahre mit eben genau diesem Titel: *Die Grenzen des Wachstums*, die Szenarien, die plastisch vor Augen führten, dass das Wachstum eben nicht unendlich, sondern dass die Umwelt irreparabel zerstört und die Ressourcen der Rohstoffe unserer Welt an ihr Ende kommen werden. Zusammenbruchsszenarien, die sich aus der Dynamik des exponentiellen Wachstums, des Immer-Mehr, die sich da heraus ergeben werden.

Dass war mir wohl nicht mehr aktuell genug, dass dieses Buch aus meinem Regal aussortiert wurde. Übrigens ebenso wie *Global 2000 - der Bericht an den Präsidenten*. Das war die Studie, die 1977 der US-Präsident Jimmy Carter in Auftrag gegeben hatte. Ein knapp 1.500 Seiten dicke Wälzer kam da bei heraus. Nie habe ich ihn ganz gelesen habe. Aber doch erinnere ich noch plastisch die Beschreibung der grundle-

genden Entwicklungen der Umweltbedingungen und ihre Auswirkungen auf die Zukunft der Menschen, hochgerechnet eben auf das Jahr 2000 hin.

Zwei Bücher, die ich weggeschmissen habe, um Platz zu schaffen für Neues. Weil sie mir überholt erschienen. Und doch waren sie schon der Entwurf einer Postwachstumsökonomie, weil die Grenzen des Wachstums erreicht sind. Und dass dieser Begriff sich etabliert hat, dass er auf ein, ich nenne es jetzt erst einmal, auf ein „Phänomen“ hinweist, dass das so ist, und hier sei dann tatsächlich den neuen Medien und hier *Google* gedankt, dass zeigt sich da heraus, dass es über 34.000 Hinweise auf das Wort „Postwachstumsökonomie“ gibt und für das englische Pendant „Degrowth“ über 425.000 Hinweise.

Also alles andere als nicht mehr aktuell? Sicherlich haben sich mancherlei Hochrechnungen des Club of Rome als nicht haltbar erwiesen und manches Szenarium von Global 2000 ist nicht eingetreten. Bloß heißt das nun, dass es alles Hirngespinnste waren und tatsächlich in der blauen Tonne hatte landen müssen?

Sich mit der Frage zu beschäftigen, wie es denn nun sein soll, dass es zur Stabilisierung unseres Wirtschaftssystems ein immerwährendes Wachstum geben muss, das ist schon eine gedankliche Herausforderung. Ist es deshalb, weil, je mehr man sich damit beschäftigt, weil deutlich wird, dass unser gesellschaftliches System in dem wir leben, weil es genau darauf aufbaut, dass es ein permanentes Wachstum sein muss. Dass es andererseits aber gar nicht sein kann, dass es ein immerwährendes Wachstum gibt, denn wenn es nie endet, dann muss es doch irgendwann einmal kollabieren, muss es zusammenbrechen.

Notwendig erscheint da eine Besinnung auf das, was das Wesentliche, was das ist, was im Wesen des Menschen an sich verankert ist:

### *Verlesen des Predigttextes*

Viel eingefahren, immer mehr eingefahren an Ernte hat der Bauer im Gleichnis von Jesus. So viel, dass alle seine Vorratsräume nicht ausreichen. Neue Scheunen bauen, damit mehr untergebracht werden kann. Riesenscheunen, die alles bisher Dagewesene übertrumpfen. So groß, dass sie auch noch zukünftiges Noch-Mehr werden aufnehmen können.

Erst dann, dann kann ich mich in Ruhe hinsetzen und schauen, kann schauen, wie es mir gut geht, weil ich mir ein Immer-Mehr gearbeitet habe. ***Habe nun Ruhe, iss, trink und habe guten Mut!*** - erst dann, erst jetzt!

*Warnung vor Habgier*, so ist dieser Abschnitt des Lukas-Evangeliums in der Luther-Übersetzung überschrieben. Auf die Frage eines Menschen aus dem Volk heraus, der wollte, dass Jesus seinem Bruder sage, dass der gefälligst sein Erbe mit ihm zu teilen habe. Und Jesus warnt nun mit diesem Gleichnis ***niemand lebt davon, dass er viele Güter hat.***

Auch zur Zeit Jesu der klare Ansatz des Lebens, dass es nie genug sein kann, sondern dass ein Mehr notwendig ist. Der, der um sein Erbe bangt tut das ganz offensichtlich nicht deshalb, weil er nichts hat, sondern weil er mehr will. Und er sich dessen sicher ist, dass das auch sein gutes Recht ist.

Natürlich, das sehe ich ja auch so. Nach meinem Empfinden ist es ungerecht, wenn das Erbe nicht geteilt wird. Es steht ihm zu. Und es würde auch mir zustehen. Die Eltern sterben, es gibt zwei Söhne, jeder bekommt die Hälfte. So sagt es auch die Rechtsprechung, damals wie heute. Alles andere wäre ungerecht! Oder?

Ja, das ist es. Nach der Rechtsprechung genauso wie nach dem gesunden Menschenempfinden. Und wenn einer hier habgierig ist, dann doch wohl der Bruder. Denn er rückt den Anteil nicht heraus.

So gesehen, gegen das Rechtsempfinden und gegen das Gefühl von Gerechtigkeit, was Jesus hier sagt. Obwohl, nein, eigentlich redet er gar nicht gegen dieses, sondern er redet tiefergehend. Lässt eigentlich die Frage des Mannes nicht zu, weil er nicht Recht sprechen will. Sondern er geht tiefer. Jesus greift an der Stelle ein, an der es um das Wesentliche geht. Und das meint tatsächlich das, was das Wesen dieses Mannes ausmacht. Er hinterfragt und lässt das Recht außen vor. Es geht nicht um die Gerechtigkeit in diesem Fall, sondern um die Gerechtigkeit an sich. Was ist die Notwendigkeit des Habens und von daher auch des Mehr-Habens. Denn: ***Diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern. Und wem wird dann gehören, was du bereitet hast?*** Und schon ist der Mensch vor der Frage nach dem, was den Besitz an sich ausmacht. Welche Form von Gerechtigkeit hier greift. Ob sich denn am Ende, und das kann nahe sein, was sich dann herüberretten lässt.

Diese Form der Entlarvung des „Mehr-Haben-Wollens“ reduziert sich auf das Elementare und seiner Notwendigkeit. Das altbekannte „Das Totenhemd hat keine Taschen“, das fragt danach, was das Wesentliche des Menschen ist. Und es relativiert damit alles „Mehr“.

Wobei der „Drang nach dem Mehr“ in der Tradition der Überlieferung durchaus auch biblisch begründet zu sein scheint. In der Schriftlesung, die wir eben von Frau Schwarz gehört haben, da greift es sich zurück auf den Text aller Elementarität des Menschen. Von seinem Anfang an, in dem festgelegt sei, dass dem Menschen als letztem Schöpfungsakt am 6.Tag, dass da ihm gesagt wird: ***Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Getier, das auf Erden kriecht. Und Gott sprach: Sehet da, ich habe euch gegeben alle Pflanzen, die Samen bringen, auf der ganzen Erde, und alle Bäume mit Früchten, die Samen bringen, zu eurer Speise.*** Und damit beschreibt sich des Menschen Herrschaftsanspruch und die Notwendigkeit, dass alles was auf Wachstum angelegt ist, dass ihm das gegeben und überantwortet ist. Die Pflanzen bringen Samen auf Samen, daraus erwächst alles und alles das ist dem Menschen zum Nutzen übergeben. Wenn im Paradies auch noch vegetarisch, nein, sogar vegan beschrieben, so doch klar auf Max-

imierung angelegt. Dazu der klare Herrschaftsbeschreibung **über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Getier, das auf Erden kriecht**, die dem Menschen qua Gottes Anordnung zusteht.

Also ist es das Wesen des Menschen, das er sich gottgewollt dessen bemächtigen kann und soll, was ihm in der Natur umgibt. Bloss, und deshalb ein Einspruch, Euer Ehren, ein Moment verkürzt sich und überliest sich schnell, weil er doch so klar erscheint: **machtet sie euch untertan. Das** überliest sich schnell als klarer Herrschaftsaussage zum „immer mehr“. Aber doch kommt hat das Bild ein klare andere Aussage. Denn es ist der auch in Israel bekannten Königstradition entnommen. Die Zeit des Schreibens dieser Schöpfungsgeschichte war eine, die die Erfahrungen mit ihren Königen kannte. Und nur der war ein guter König, der zwar von seiner Untertanen ausgehalten und doch ihre Abgaben finanziert war, der zugleich aber auch gut für sie sorgen hatte. Der König weidet nicht sich selber, sondern er weidet die ihm anvertrauten Schafe. Ja, sie sind seine Untertanen und ihm damit untertan. Aber er ist ihr Schützer und Bewahrer. Wer sich auf der Basis seiner Untertanen nur seines eigenen Wohlstands versichert, der ist ein schlechter König. Das verurteilt das Alte Testament an vielen Stellen und zu vielen Zeiten.

Somit ist das kritische Moment schon im Beginn angelegt. Und es führt sich fort. Gegen das Mehr wird immer wieder die Neu-Relativierung des „gleich“ angesetzt. Angefangen von den Erlassjahren, nach denen gilt: **Alle sieben Jahre sollst du ein Erlassjahr halten. So aber soll's zugehen mit dem Erlassjahr: Wenn einer seinem Nächsten etwas geborgt hat, der soll's ihm erlassen und soll's nicht eintreiben von seinem Nächsten oder von seinem Bruder; denn man hat ein Erlassjahr ausgerufen dem HERRN** (5.Mose 15,1-3) bis zum **Sodann sollt ihr sieben Sabbatjahre abzählen, sieben mal sieben Jahre, also zusammen 49 Jahre (...) Es soll ein Erlassjahr für euch sein, in dem jeder von euch wieder seinen ererbten Landbesitz erhält und jeder wieder zu seiner Familie zurückkehren kann. Ja, das 50. Jahr soll ein Erlassjahr für euch sein** (3.Mose 25,8-19 i.A.). Jede Generation sollte nach diesem Schema mindestens einmal Befreiung und komplette Entschuldung erleben. Alle 50 Jahre wird alles wieder auf gleich gestellt, alle 50 Jahre soll jeder eine Chance auf einen Neuanfang haben.. Um so die Gefahr der Armut auf der einen Seite und der ungebremsten Reichtumsakkumulation und ihrer Vererbung auf der anderen Seite, um sie weitgehend zu minimieren. Einer gesetzten Gleichziehung nach einer Frist, die allem Mehr und aller Steigerung die Spitze nimmt, weil sie eben nichts bewahren kann.

Die Bibel verurteilt das grenzenlos anmutende Wachstum und setzt eben Grenzen. Daher liest sich die Bibel hin zu einer ihr immanenten Ökonomie des „Genug“, das sich am Notwendigen bemisst.

Zugleich aber, und das ist dann das Wasser im Wein der biblischen Erzählung, zugleich aber zeigen die immer wieder notwendigen Aufweise dieser fortgedachten Ökonomie der Genügsamkeit, zeigen sie, dass diese notwendig waren, denn die Men-

schen halten sie nicht ein. Der Gedanke des Wachstums ist mit der Vertreibung aus dem Paradies zur gelebten Maxime des Menschen geworden. Schon Kain wollte mehr als Abel und erschlug ihn. Die Menschen von Babel wollten sich einen Namen machen und bis zum Himmel wachsen, darauf bauten sie ihren Turm der alles überragen sollte. Die Wachstumsideologie treibt es bis zur Habgier, die Jesus entlarvt.

Insofern ist eine *Postwachstumsökonomie* notwendig. Denn, anders als behauptet, ist es dem Menschen nicht wesensgegeben, dass er auf ständiges Wachstum angelegt sei. Dieses ist vielmehr eine Ideologie, die von denen genährt wird, die von ihr dadurch profitieren, während die Kehrseite die krasse Armut, die Ausgrenzung und das Überschreiten von ökologischen Grenzen des Planeten sind. Das Wachstum der Einen wächst auf Kosten der Schrumpfung der Anderen. Und so stiert alles auf die Wachstumswahlen und fürchtet die Schrumpfung. Jeder und jede will selber auf der Seite des „Immer-Mehr“ stehen, wohl wissend, dass es das „Weniger“ der Anderen bedeutet. Schon der Status Quo wird somit zur Krise des Systems.

Ein System für die Phase nach dem Wachstum, die hinter sich lässt, was „immer mehr“ sein will. Denn es bedarf des Ausgleichs, dass der Habgier keinen Raum mehr gelassen wird. Der Begriff, der sich mir hier aufdrängt, das ist der der **Transformation**. Gegen eine Revolution, was das Umstürzlerische wäre, dagegen die Umwandlung der bisherigen Wachstumsökonomie in eine der Genügsamkeit und des Ausgleichs. Eine Umwandlung, die den Menschen das verschafft, was er braucht und was notwendig ist.

Denn die Erkenntnis der *science of happiness*, der Wissenschaft des Glücklichseins, der ist doch zuzustimmen, dass eine immer weiter gehende Steigerung des Besitzes und des Reichtums nicht auch eine proportionale Steigerung des Wohlbefindens, des Glücks bedeutet. Das Glück, und damit die Erfüllung der Wesenheit des Menschen, es bemisst sich nicht in einer Ökonomie des Wachstums. Es muss diese hinter sich lassen, um eine ausgeglichene Zufriedenheit des Innen und des Außen des Menschen zu erreichen. Eine Umwandlung der Kriterien, die die Grenzen des Wachstums akzeptiert und die hinkommt zu einem Ausgleich der Interessen der Menschen, dass sie alle genügend haben. Die die Welt Welt sein lässt und ihr auch ihr Recht gibt, Welt zu sein. Die Raum lässt für alle - und das auf Zukunft hin.

**Transformation** bedeutet zu Beginn ein Wandel der Kriterien, nach denen ich mein Ich ausrichte. Die nicht nicht in dem „Immer-Mehr“ wurzeln, sondern in der Genügsamkeit. Weil was mir genügt, auch dafür sorgt, dass dem Anderen Genüge getan wird. Das wird zum einer Ökonomie nicht der Zahlen, sondern zu einer, die dem Menschen sein von Gott gegebenes Wesen wieder zu Tragen kommen lässt.

Bei alledem weiss die Bibel von der Angefochtenheit des Menschen. Und so setzt sie bei aller Gefangenheit in der Hybris des Immer-Mehr, da setzt sie dagegen den Moment, den Jesus in dem Gleichnis darin fasst, dass er deutlich gegenüberstellt, dass dem Reichtum des Wachstums, dass dem der Reichtum des Glücks des Menschen gegenübersteht. Denn dem reichen Narr bleibt im Anbetracht seiner Endlichkeit nur

die Erkenntnis: *So geht es dem, der sich Schätze sammelt und ist nicht reich bei Gott.* Das aber ist das Glück.

Amen.